

DIE WIEDERKEHR DES VERDRÄNGTEN ODER: ZURÜCK IN DIE ZUKUNFT?

Warum es keine Rückkehr in die vorpandemische Normalität geben darf
– Rainer Fretschner

„Ein ehrendes und ehrliches Gedenken an die Toten der Corona-Pandemie muss in dem Versprechen an Hinterbliebene und an alle Bürger münden, das deutsche Gesundheitssystem grundlegend zu verändern. Krankenhäuser müssen keinen Profit machen, sondern gesund!“ (Tweet von Dietmar Bartsch am 18. April 2021)¹

Zu Beginn der Pandemie gab es einen breiten gesellschaftlichen Konsens darüber, dass besonders vulnerable Gruppen, und damit auch die Gruppe der alten und hochbetagten Menschen, einen besonderen Schutz verdient haben. Große Teile der Bevölkerung waren bereit, ihr Verhalten anzupassen und Einschränkungen ihrer Freiheit in Kauf zu nehmen, um in einer solidarischen Geste den Schwachen und Vulnerablen beizustehen. Dieser Moment der Zuversicht dauerte jedoch nicht lange, denn bald schon wurde klar, dass die strukturellen Probleme der Altenpflege und der Gesundheitsversorgung keinen systematischen Schutz älterer und pflegebedürftiger Menschen in stationären Einrichtungen gewährleisten konnten. Das lange und mit großem Aufwand verdrängte Thema der Altenwohlgefährdung ist mit voller Wucht ins öffentliche Bewusstsein zurückgekehrt. Was dann geschah, folgte den Regieanweisungen des psychoanalytischen Drehbuchs: Auf die Wiederkehr des Verdrängten wurde mit der Aktivierung von Abwehrmechanismen und erneuten Verdrängungsprozessen reagiert, um sich nicht der schmerzhaften Realität stellen zu müssen.

Vermutlich steckt hinter der kollektiven Verdrängung der uneingestandene Wunsch, die Büchse der Pandora nicht zu öffnen und die Pandemie nicht als das zu erkennen, was sie (auch) ist: das Symptom einer größeren Krise, deren Bewältigung weitaus mehr Kräfte erforderlich machen würde als die bisher nur zögerlichen und wenig nachhaltigen Anstrengungen. Der Kulturwissenschaftler und Publizist Franz Maciejewski diagnostiziert modernen Gesellschaften eine ausgeprägte Wahrnehmungsarmut, die eine Konfrontation mit den eigentlich schmerzhaften Wahrheiten unmöglich macht. Wahrnehmungsarmut und Verdrängung stehen als siamesische Zwillinge

im Dienste der Abwehr von Einsichten, die eine neue ethische Orientierung, einen neuen kategorischen Imperativ erzwingen würden.

„Eine merkwürdige Sehschwäche und Wahrnehmungsarmut hindert unsere Gesellschaft daran, über die grell leuchtenden, angsteinflößenden Ränder der Coronaerscheinung hinaus zum heißen Kern der Sache vorzudringen, das heißt die weltgeschichtliche Bedeutung der augenblicklichen Krise in den Blick zu nehmen. Als ein bekanntes Beispiel einer solchen (auch sonst eher seltenen) Vergegenwärtigung darf Goethes Satz am Tag der Kanonade von Valmy zitiert werden: ‚Von hier ab und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.‘ Angesichts der weltumspannenden Kanonade mit Covid-19-Viren müßte der Satz heute lauten: Hier und jetzt erfährt die Menschheit zum ersten Mal in der Weltgeschichte eine zeitgleich erlebte, existenzielle Bedrohung an Leib und Leben, ein Schattenbild der globalen Umweltkatastrophe, deren ungezügelter Lauf auf den Kollaps unseres Planeten und das Aussterben unzähliger Arten einschließlich unserer eigenen Gattung zusteuert. Hier dabei zu sein ist ein verstörendes und quälendes Erleben, das einen neuen kategorischen Imperativ auf den Plan ruft: alles zu tun, um das (mit und hinter der Pandemie) anrollende Desaster in seiner Wirkung abzuschwächen.“ (Maciejewski 2020: 16)

Die später dann einsetzende und sich verfestigende Politikverweigerung auf Bundes- und Länderebene führte dazu, dass auch die Beschäftigten in den Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen zusätzlichen Gefahren und körperlichen wie psychischen Überforderungssituationen ausgesetzt wurden. Spätestens mit dem Verstummen des Applauses auf den Balkonen wurde deutlich, dass die aktivierten Abwehrmechanismen funktionieren. Neben symbolischen Anerkennungshäppchen und kleinen Einmalzahlungen würden keine weiteren Anstrengungen zur Aufwertung der Pflege unternommen werden. Business as usual. Zurück zur Normalität.

Zurück zur Normalität? Georg Seeßlen bringt es in seinem Essay ‚Coronakontrolle, oder: Nach der Krise ist vor der Katastrophe. Die Post-Corona-Gesellschaft und was sie uns über die Zukunft erzählt‘ auf den Punkt:

„Wie es scheint, bedeutet die ‚Rückkehr zu Normalität‘ zugleich die Rückkehr zur Verdrängung der Widersprüche und die Rückkehr zum institutionalisierten Machtkampf um jeden auf den ersten Blick noch so nebensächlichen Aspekt von Organisation. Unsere Zukunft – in Hinsicht auf kommende neue Wellen der Pandemie und überhaupt – wird von den institutionalisierten Machtkämpfen und nicht von sozialer Vernunft entschieden. Wenn es noch Hoffnung

darauf gegeben hatte, die Krise würde auch hier und dort Ansätze zu Verbesserungen zeitigen, spätestens hier müssen sie erlöschen“ (Seeßlen 2020: 63).

Dieser eher desillusionierenden Einschätzung wird von der italienischen Philosophin und Essayistin Donatella Di Cesare widersprochen, die der Pandemie auch ein für unmöglich gehaltenes Erkenntnispotenzial zuschreibt. Mit ihrem bereits 2020 publizierten Essay ‚Souveränes Virus? Die Atemnot des Kapitalismus‘ legt sie eine Analyse der pandemischen Situation in Italien vor und zeigt, dass der Ausnahmezustand einen Blick auf die bislang unhinterfragte Normalität freilegt und damit alternative Deutungen und Bewertungen ermöglicht. Die kapitalistische Wachstumsideologie, die neoliberale Politik der vermeintlichen Alternativlosigkeit und die kulturelle Beschleunigungsdynamik werden durch die pandemische Ausnahme-situation als ideologische und interessengeleitete Setzungen sichtbar.

„Es lässt sich indes der Wunsch nach Veränderung nicht verbergen, der in den letzten Jahren aufgrund eines ungerechten, perversen und veralteten Wirtschaftssystems angewachsen ist, dessen Auswirkungen Hunger und soziale Ungleichheit, Krieg und Terror, der klimatische Kollaps des Planeten und die Erschöpfung der Ressourcen sind. [...] Das unvorhergesehene Virus hat die Alternativlosigkeit des Immergleichen suspendiert und ein Wachstum unterbrochen, das in der Zwischenzeit zu einer unkontrollierbaren Wucherung ohne jedes Maß und Ziel geworden ist. [...] Wird die gewaltige Epidemie auch als Chance zur Veränderung ergriffen werden?“ (Di Cesare 2020: 12f.)

Der pandemische Ausnahmezustand eröffnet nicht nur neue Wege der Erkenntnis, sondern erzwingt darüber hinaus eine Politik der Verletzlichkeit, die auf der Anerkennung der prinzipiellen Vulnerabilität des Menschen basiert. Es wird darauf ankommen, die in kapitalistisch verfassten Gesellschaften als Schwächen und Defizite denunzierten Eigenschaften des Menschen als Stärken und Ressourcen neu zu definieren. Nicht mehr Autonomie, Stärke und Unverwundbarkeit sind als Zielgrößen der Persönlichkeitsentwicklung und Vergesellschaftung des Menschen anzustreben, sondern Heteronomie, Solidarität und Fürsorge. Diese Umstellung hat weitreichende Konsequenzen, denn sowohl die Pandemie als auch die damit verbundenen gesellschaftlichen Transformationen stellen nicht nur die kapitalistische Produktionsweise, sondern auch klassische Identitätskonzepte in Frage und erzwingen ein Nachdenken darüber, wie Identität und Differenz, Autonomie und Solidarität, Selbstsorge und Fürsorge neu gewichtet und ausbalanciert werden können.

„Das Virus hat unseren Atem angegriffen, als die Identitätskrankheit schon seit langem ausgebrochen war. Es hat unsere Verletzlichkeit bloßgelegt. Auf einmal entdecken wir, ausgesetzt zu sein – und nicht etwa durchlässig, resistent und immun. Und doch bedeutet Verletzlichkeit nicht Mangel oder Entzug. Judith Butler hat zu Recht dazu aufgefordert, sie als eine Ressource zu interpretieren, und gerade in der Trauer um den Tod eines anderen die Erfahrung ausgemacht, die zutiefst verstört, das souveräne Ich erschüttert und durcheinanderbringt. Womöglich müsse eine neue Politik der Verletzlichkeit vom Verlust des Anderen und der damit verbundenen kollektiven Trauer ausgehen.“ (Di Cesare 2020: 30f.)

Zurück zur Situation in der Pflege. Aus meiner Perspektive als Gerontologe ist es bewundernswert, dass die Beschäftigten in der Pflege alles in ihren Kräften Stehende unternommen haben und weiterhin unternehmen, um soziale Vernunft walten zu lassen. Sie versuchen unter Einsatz der eigenen Gesundheit und körperlichen Unversehrtheit, das Corona-Virus von den alten und besonders vulnerablen Menschen fernzuhalten, wenngleich sie auch nicht immer verhindern können, dass es zu Outbreaks in Alten- und Pflegeheimen kommt.

Mit der politischen Entscheidung, politisch nicht zu entscheiden, den Lockdown frühzeitig zu beenden und die Pandemiebekämpfung in die individuelle Eigenverantwortung zurückzuverlagern, wurden Freiheit und Solidarität gegeneinander ausgespielt. Vor der vierten Welle der Pandemie, nach der Bereitstellung eines wirksamen Impfstoffs und im Windschatten einer Bundestagswahl sieht es wieder so aus, als würden Gesundheitsversorgung und Pflege den ökonomischen Imperativen der vorpandemischen Normalität überlassen.

Doch ein Zurück in eine imaginierte Normalität ist nicht leicht, denn die Pandemie hat die strukturellen Defizite der Gesundheitsversorgung und die Versäumnisse der Gesundheits- und Sozialpolitik der letzten Dekaden schonungslos und für alle sichtbar offengelegt. Es kann niemandem, nicht einmal den fundamentalistischen Privatisierungsapologeten (ich weiß nicht, warum mir hier das generische Maskulinum ausnahmsweise angemessen erscheint) verborgen geblieben sein, dass neben der sozialpolitisch verursachten und gesellschaftlich geduldeten Unterfinanzierung des Gesundheitssystems auch die prekäre und sich weiter zuspitzende Personalsituation in der Pflege wesentlich mit dazu beiträgt, dass der ethisch und moralisch gebotene Schutz der vulnerablen Gruppen nur unzureichend gelingen kann. Die Privatisierungs- und Sparpolitik der letzten Jahrzehnte, das kann nüchtern festgehalten werden, hat zahlreiche Menschenleben gekostet.

Das Gesundheitssystem und die Altenpflege in Deutschland unterliegen nicht erst seit der Corona-Pandemie einem Stresstest der

besonderen Art. In der Zuspitzung durch die Pandemie zeigt sich nun in aller Klarheit, welche strukturellen Defizite schon vor der Pandemie bestanden und welche verheerenden Konsequenzen die allumfassende Ökonomisierung des Gesundheitssystems hervorbringt. Ein einfaches Zurück in die vorpandemische Normalität kann und darf es deshalb nicht geben, denn dies würde erneut auf dem Rücken der Pflegekräfte und der älteren und kranken Menschen erfolgen. In einem gemeinsamen Statement der Sektionen ‚Sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie‘ und ‚Soziale Gerontologie und Altenarbeit‘ der ‚Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie‘ (DGGG) mit dem Titel ‚Teilhabe und Versorgung von Menschen mit Pflegebedarf in Zeiten von Corona und darüber hinaus‘ heißt es hierzu pointiert und richtig:

„Pfleger*innen in ambulanten und stationären Pflegeeinrichtungen arbeiten seit Jahren, wie bekannt, unter problematischen Voraussetzungen: Kostendruck, Rationalisierung, Taylorisierung sowie Bürokratisierung schränken ihre Möglichkeiten ein, ihre pflegfachliche Expertise einzusetzen. Personelle Unterausstattung, problematische Arbeitsbedingungen und schlechte Bezahlung sind mit einer personenzentrierten Pflege nicht vereinbar. Unter den gegenwärtigen verschärften Bedingungen leisten Pflegekräfte noch mehr als bisher.“

Nicht nur Menschen mit Pflegebedarf, sondern auch die professionellen Pflegekräfte leiden unter den unzumutbaren Rahmenbedingungen sowie den Auswirkungen und Folgen der Ökonomisierung der Pflege. Die neoliberale Neuprogrammierung des Sozialen unterwirft neben Erziehung, Bildung und Wissenschaft auch Gesundheit und Pflege den Zwängen des Marktes. Die verheerenden Auswirkungen sind bereits heute deutlich sichtbar, und es besteht die reale Gefahr, dass die ungebremsste Ökonomisierung des Sozialen zu einer weiteren Dehumanisierung und Entprofessionalisierung von Gesundheit und Pflege führen wird. Ein kurzer Blick in die langweiligen, aber folgenreichen Details der Ökonomisierung:

- Seit vielen Jahren spitzt sich der Fachkräftemangel in der Pflege aufgrund unattraktiver Arbeitsbedingungen und unangemessener Tarifstrukturen zu. Pflegeeinrichtungen haben Probleme, geeigneten Nachwuchs zu finden, und der Pflexit führt dazu, dass die pflegerische Versorgung zunehmend prekär wird.
- Die strukturelle Unterfinanzierung der Pflegeversicherung, die als Teilkaskoversicherung nicht alle anfallenden Kosten der

Pflegebedürftigkeit abdeckt, führt zu Unterversorgung und einer Ungleichheit in der pflegerischen Versorgung.

- Die Krankenhausfinanzierung auf Basis von Fallpauschalen (Diagnosis Related Groups) provoziert einen hohen Durchlauf bei kurzen Verweildauern und verlagert die Folgekosten der stationären Versorgung in den ambulanten und familiären Bereich.
- Die Privatisierung kommunaler Krankenhäuser und Kliniken sowie daran anschließende Konzentrations- und Zentralisierungsprozesse führen zu einem Abbau der Kapazitäten und bewirken große Lücken in der flächendeckenden Gesundheitsversorgung, vor allem im ländlichen Raum.
- Die Rückverlagerung der Pflege und anderer Formen der Care-Arbeit in den informellen Sektor führt zur Überlastung und Überforderung der pflegenden Angehörigen.

Eine weitere gewichtige Nebenfolge der Ökonomisierung des Sozialen besteht darin, dass sich ein Menschenbild durchsetzt, das mit den humanistischen Idealen der Pädagogik nur noch wenig zu tun hat. Unter den Zwängen des Wettbewerbs, der dauerhaften Konkurrenz um knappe Ressourcen und des kulturellen Imperativs der Selbstoptimierung gerät die Vorstellung vom Menschen als einem vulnerablen, bedürftigen und leidenden Wesen in Misskredit. Darin besteht das eigentliche Drama der Ökonomisierung des Sozialen, denn Bildung und Gesundheit werden in ökonomisch verkürzter Weise als Humanressourcen definiert, deren Produktion und Reproduktion als Investitionen in die eigene Verwertbarkeit gedeutet werden. Solidarität, Empathie und Mitgefühl stehen damit unter dem Vorbehalt der Nützlichkeit. Wenn die Eigenlogiken des Sozialen durch ökonomische und utilitaristische Logiken überschrieben werden, kann dies nicht ohne Konsequenzen für das Selbstverständnis und Selbstverhältnis der Menschen bleiben. Krankheit und Leiden werden zu defizitären Eigenschaften, die es durch harte und weiche Maßnahmen der Selbstoptimierung – Abstinenz, Achtsamkeit, Anti-Ageing – zu vermeiden gilt.

Ein funktionalistischer Blick auf Bildung und Gesundheit führt zwangsläufig zu einer Selbstfunktionalisierung des Menschen. Wenn Bildung und Gesundheit nicht mehr als Werte oder Zwecke an sich aufgefasst, sondern lediglich als Mittel zum Zweck eingesetzt werden, dann werden Krankheit und Bedürftigkeit zu Symptomen des individuellen Scheiterns. Gefühle von Schuld und Scham sind dann als einzig mögliche Reaktionen denkbar. Susan Sontag hat in ihren Essays ‚Krankheit als Metapher‘ (1977) und ‚Aids und seine Metaphern‘ (1988) auf diese verhängnisvollen Zusammenhänge hingewiesen und fordert

folgerichtig einen unverstellten Blick auf das leidende Wesen, um seine Würde im Leben wie im Sterben zu verteidigen (vgl. Sontag 2005).

Ein Zurück in die vorpandemische Normalität kann und darf es nicht geben. Wir haben gelernt, dass die Ökonomisierung des Sozialen in der pandemischen Normalität sichtbar dysfunktionale Effekte hat. Wir haben gelernt, dass Medizin, Pflege und Soziale Arbeit systemrelevant sind, aber auch systemveränderndes Potenzial besitzen. Wir haben gelernt, dass im pandemischen Ausnahmezustand alle Formen der individuellen Selbstoptimierung scheitern müssen. Wir haben gelernt, dass wir als vulnerable und bedürftige Wesen auf die Solidarität und Fürsorge anderer Menschen angewiesen sind. Wir haben gelernt, dass Altenwohlgefährdung und Kindeswohlgefährdung nicht gegeneinander ausgespielt werden können und nur solidarische und generationengerechte Politikansätze tragfähige Lösungen entwickeln können. Ein bloßes Zurück in die vorpandemische Normalität würde sowohl die Erfahrung des kollektiven Lernens als auch die Ergebnisse und Resultate dem Verdrängen und Vergessen anheimgeben. Die vorpandemische Normalität war nicht annähernd so gut und gerecht, wie wir sie heute imaginieren. Die vorpandemische Normalität hat die gesellschaftlichen, ökonomischen und ökologischen Bedingungen geschaffen, die eine Krise dieses Ausmaßes überhaupt erst möglich gemacht haben. Es wird Zeit, dass wir der Ökonomisierung des Sozialen und der neoliberalen Programmierung der Kultur etwas entgegensetzen. Es gab nie einen besseren Zeitpunkt, um Bildung und Gesundheit neu zu denken.

RAINER FRETSCHNER

Rainer Fretschner ist promovierter Sozialwissenschaftler und Professor für Soziale Gerontologie an der Alice Salomon Hochschule Berlin. Er beschäftigt sich in Forschung und Lehre mit Altersbildern und Generationenkonzepten in der Sozialen Arbeit. In praxisorientierten Entwicklungsprojekten geht er der Frage nach, wie demografiefeste, alter(n)sfreundliche und generationengerechte Kommunen der Zukunft aussehen könnten.

WEITERLESEN:

- ↳ Kontrastmittel Bildungslandschaft – S.171
- ↳ Courage: Zur anstehenden Agenda einer Transformation der Spätmoderne – S.209

LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS

DI CESARE, DONATELLA (2020): Souveränes Virus? Die Atemnot des Kapitalismus. Konstanz, University Press.

MACIEJEWSKI, FRANZ (2020): Melencolia 2020. Über den Blues unserer Tage. In: Lettre International 131, Winter 2020, S. 15–18.

SEESSLEN, GEORG (2020): Coronakontrolle, oder: Nach der Krise ist vor der Katastrophe. Die Post-Corona-Gesellschaft und was sie uns über die Zukunft erzählt. Wien, bahoe books.

SONTAG, SUSAN (2005): Krankheit als Metapher/Aids und seine Metaphern. 2. Auflage. Frankfurt am Main, Fischer.

Dem Imperativ des Profits zum Trotz:

Aufruf zu Aktionismus, Engagement und Partizipation!

Wir begegnen dem Imperativ des Profits mit einem Imperativ der Aktualität, der nicht länger versucht über gesellschaftliche Missstände und unfreiheitliche Machtpraktiken wie Ausbeutung, Unterdrückung oder Unmündigkeit hinwegzutäuschen, sondern darauf abzielt gesellschaftliche und politische Fehlentwicklungen aufzuspüren und zu entlarven, um ihnen dann – gemeinschaftlich solidarisiert – entgegenzuwirken. Die Gegenwart ist eine Barbarei. Sie besteht aus Ausbeutung und Versklavung der Massen. In Deutschland, Europa und der Welt arbeiten Menschen für Löhne, die ihr Leben nicht finanzieren können. In den industrialisierten Staaten werden Lebensmittel und Rohstoffe verbraucht und weggeworfen. Plastik landet in Meeren. Wir zerstören sukzessiv das Klima. Die Herrschenden schauen zu und tun so, als könnte man nichts daran ändern.

Der Systemimperativ des Profits lässt viele Akteure nicht davor zurückschrecken Menschen, Lebewesen im Allgemeinen und Natur zu vernichten – für kurzzeitige Glücks- oder Machtgefühle. Gleichzeitig stehen die Menschen auf. Die Gelbwesten in Frankreich, Momentum, People for Bernie Sanders. Geschichte ist machbar und der Druck der Tausenden, der Millionen wird stärker. Wir stehen an einem Scheideweg. Die Gegenwart besteht aus dem Widerspruch des Niederganges und der Hoffnung, in dem Sinne ist die Gegenwart nicht statisch, sondern sie kann jetzt verändert werden, indem wir einen Imperativ der Aktualität ausrufen: Handel jetzt so, wie du deine Welt haben möchtest. Die Gegenwart ist aus den Menschen gemacht, die sie machen, und diese Menschen sind wir.

Das Denken
ist also nicht
nur das
welterkennende,
es ist das
weltschaffende
Prinzip.

